Der Sonntagsgast.

Jahrgang 20. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 29.**

Am Spieltisch

Eine Geschichte aus Monte Carlo von Max Wundrke.

„Ich muß dich darauf aufmerksam machen, Bessie, daß du die Entscheidung nicht mehr lange hinausschieben kannst. Die Güte meines Bruders geht zu Ende, und wir sind lange genug hier. Du hast Bewerber genug, daß du endlich deine Wahl treffen könntest."

Die das sagte, war eine ältliche Dame von stattlicher Höhe und ebenso stattlicher Breite. Das Gesicht war ein echtes, rechtes, überall gefürchtetes Schwiegermuttergesicht, mit schmalen, herrschsüchtig zusammengekniffenen Lippen, kalten, kleinen, überaus hellen Augen und spitzer Raubvogelnase.

Miß Bessie, eine schlanke, schöne Mädchengestalt, lehnte in ihrem Rockingchair, dem Schaukelstuhl, ohne den eine Amerikanerin nun einmal nicht sein kann, und sah fast gelangweilt vor sich hin.

„Ich bitte dich, Mama," entgegnete sie mit einer ungeduldigen Wendung des Hauptes, das in seiner schönen Ebenmäßigkeit und zugleich inneren Ausdruckslosigkeit unwillkürlich an einen wohlgerathenen Puppenkopf erinnerte, „man kann doch nichts überstürzen! Verehrer, mein Gott, ja — die schwärmen in Hülle und Fülle um mich herum, aber Beweber .... Es nützt doch nichts, wenn man nicht Ernst machen will. Und ein armer Schlucker darf es doch auch nicht sein, wie du behauptest."

„Das fehlte nur noch!" sprudelte Mrs. Briggs heraus. „Umsonst hat uns mein Bruder das Geld wahrlich nicht vorgeschossen, um hier ein einigermaßen anständiges Haus zu führen. Das sind Geschäftsunkosten, mein Kind, die wieder mit Zinsen hereinkommen müssen. Und mit guten Zinsen! Ein Mädchen wie du .... ich dächte .... wenn du nicht Anspruch machen wolltest — wer sollte es denn dürfen? Ach, und das Leben ist wahrlich schon schwer genug; aber wenn man erst an allen Ecken und Enden soll sparen und knausern müssen, dann dank' ich schön. Dafür sind wir Beide nicht geschaffen, ich nicht und du erst recht nicht."

Miß Bessie Briggs sah seufzend an ihrer fürstlichen Morgen-Toilette herunter und spielte dann, den Blick in's Leere gerichtet, gedankenlos mit dem kostbaren Seidenband, das von dem spitzenbesetzten Busen herniederfiel.

„Na ja," sagte sie dann endlich und öffnete den Mund, als müsse sie dazwischen einmal gähnen. „Dann ist es also mit dem blonden Norddeutschen, dem Herrn Storm, auch nichts, was?"

„Mit dem armen Teufel? Bist Du denn von Sinnen? An so etwas auch nur zu denken!"

Mama Briggs war ganz roth geworden bei dem Gedanken, Bessie könne am Ende gar das lächerlich armselige Jahreseinkommen von fünftausend Mark — denn mehr besaß Herr Storm auf keinen Fall — heirathen.

„Aber er ist so verliebt in mich!" Und das Puppenköpfchen warf die Lippen auf wie ein maulendes Kind.

„Damit kann kein Mensch ein großes Haus führen. Lieben — pah — die Anderen lieben dich auch!"

„Und ich hab' ihn eigentlich auch ganz gern, den Mr. Storm!"

„Bessie, du bist heut' ganz unausstehlich!" rief die Mutter wüthend und fügte dann, ein wenig gemildert, hinzu:

„Sir Hunter, dächt' ich, wär' auch ein sehr repräsentabler Herr und ist überdies ein Mann von mehr als zwanzigtausend Mark Rente. Da dürftest du schon zugreifen."

„Hm," machte die Tochter und wedelte mit dem Seidenband durch die Luft, „weißt du das gewiß, Mama?"

„Verlaß dich darauf, Bessie. Ich habe mich wohl erkundigt. Und nun bitte ich dich, sei vernünftig und mach' keine Thorheiten.

„Ohne Sorge, Mama," sagte sie und gähnte wieder recht gelangweilt, indeß die Mutter hinausrauschte.

Knarrend ging der Schaukelstuhl auf und nieder, bis er in seiner mechanischen Bewegung durch das Eintreten der erst kürzlich engagirten Zofe Selma unterbrochen wurde.

Selma war ein allerliebster kleiner Kerl, gesund, frisch, munter, mit intelligenten Zügen und treuherzigen Braunaugen, die frohsinnig-schelmisch in die Welt schauten. Jetzt allerdings schien sie ein wenig außer Fassung zu sein; ihr Gesicht war geröthet und eine ausgesprochene Verlegenheit war in ihren Augen zu lesen. Ihre Stimme schwanke merklich, als sie sagte:

„Herr Richard Storm bittet um die Erlaubniß —"

Bessie fuhr mit merkwürdiger Lebhaftigkeit empor. Es fiel ihr in diesem Augenblicke gar nicht weiter auf, daß Selma bei der Anmeldung auch den Vornamen hinzugesetzt hatte, den er dem Mädchen schwerlich angegeben haben konnte.

„Ah, Mr. Storm? Ich lasse bitten."

Die Zofe ging mit einem eigenthümlichen, nicht gerade sehr liebenswürdigen Blicke auf ihre Herrin hinaus. Bald darauf stand der Angemeldete vor Bessie, die mit größter Nonchalance in ihrem Rockingchair lehnte.

Das Gespräch der Beiden bewegte sich in den landläufigen Förmlichkeiten. Er kam, sich danach zu erkundigen, wie ihr der gestrige Ausflug bekommen sei; aber man merkte dem Leuchten seiner warmen Blicke, seiner verschleierten Sprache an, wie schwer es ihm wurde, den glatten, ruhigen Conversationston festzuhalten.

Miß Bessie selbst schien wie ausgewechselt. Aus dem schläfrigen, gleichgültigen Kinde war ein lebhaftes kokettirendes Weib geworden, das deutlich genug erkennen ließ, wie sehr seine Kälte nur gespielt sei, und dessen Blicke ein wahrhaftes Raketenfeuerwerk von zündenden Blitzen veranstalteten.

Schließlich erhob sich Storm.

„Darf ich wiederkommen?" fragte er zum Schlusse, indem seine Augen glühend an ihren Lippen hingen.

„Oh, Herr Storm, Sie wissen ja, wie gern ich Sie bei mir sehe!"

Er stürzte vor ihr auf seine Knie nieder und bedeckte das kleine Händchen, das sie ihm überließ, mit heißen Küssen.

„Oh, Bessie," klangte er, „Bessie, können Sie mir nicht mehr geben, als bloße Freundschaft? Wissen Sie nicht, wie ich Sie geliebt habe von Anfang an, da ich Sie zum erstenmale sah? Wie ich keinen innigeren Wunsch habe, als Sie mein Weib, mein süßes, angebetetes Weib nennen zu dürfen? Oh Bessie, lassen Sie sich —"

„Still, still, Herr Storm," wehrte sie ab, während durch ihre Blicke ein triumphirendes Lächeln flog, „sprechen Sie nicht weiter! Es kann ja nicht sein! Sie wissen, ich bin mittellos, und Sie besitzen auch nicht genug, einer verwöhnten Frau das Leben angenehm zu machen, und von der Liebe allein, sagt Mama ...."

„Wissen Sie was?" fuhr sie plötzlich, sich selbst unterbrechend, fort, „haben Sie schon einmal gespielt?"

Storm war aufgestanden.

„Gespielt?" fragte er befremdet.

„Na ja, in den Spielsälen meine ich."

„Nein!"

„So sollten Sie es versuchen! Möglicherweise ist Ihnen das Glück hold. Kommen Sie wieder als reicher Mann! Niemand soll mir dann willkommener sein."

Eine Weile starrte der junge Mann sie an, als begriffe er nicht ganz. Dann nahm er seinen Hut und sagte mit eigenthümlicher Hast:

„Ich werde es thun, und es wird mein Unglück sein, Miß Bessie! Leben Sie wohl!"

„Oder Ihr Glück!" gab sie verheißungsvoll, mit dem süßesten Lächeln, zurück.

„Oder mein Glück!" murmelte Storm im Hinausgehen. Bessie war allein.

* * *

Am Nachmittage desselben Tages empfing Miß Bessie Briggs den Besuch Sir Hunters. Kaum hatte der hagere, steife Engländer sie verlassen, als die Mama Briggs in das Zimmer ihrer Tochter gestürzt kam und sagte:

„Du hast ihm doch nicht etwa Avancen gemacht, Kind?"

„Nun, ich sollte wohl meinen! Es ist ja dein Wunsch gewesen. Hat er nicht mehr als zwanzigtausend Mark Rente?"

„Gehabt, gehabt!" fiel die alte Dame ein. „Hunter spielt, spielt leidenschaftlich. Er hat gestern und vorgestern am Spieltische kolossale Summen verloren und soll jetzt ein armer Mann sein!"

„Ja, zum Kuckuck, was hat er dann hier bei mir zu suchen?" fuhr Bessie mit ungewohnter Lebhaftigkeit auf.

„Es ist eine Unverschämtheit!" bestätigte Frau Briggs.

„Hält er mich am Ende gar für reich?"

„Nicht unmöglich! Aber du weißt nun, woran du bist. Richte dich danach!"

Und Bessie Briggs fing an nachzudenken. Sie sah ein, daß auf Sir Hunter nur noch sehr schlecht zu rechnen war. Vielleicht hatte das Gerücht auch ein wenig übertrieben. Immerhin, wenn er spielte, konnte auch bald das Schlimmste eintreten. Richard Storm ....oh, der war so gut wie abgethan, der arme Junge! Die Liebe saß ihm doch wirklich tief. Und alle die anderen Verehrer? Es war zum ärgerlich werden! Schöne Redensarten, Courschneiden, tausend Galanterien! Aber was nutzte das? Niemand mochte Ernst machen. Da war es doch wohl schließlich noch das Beste, man sprach mit Hunter einmal ein ernstes Wort, ehe es zu spät war. Gleich morgen früh wollte sie ihn zu sich bestellen. Jetzt mußte gehandelt werden.

* * *

Am nächsten Morgen waren die beiden Damen in einer unbeschreiblichen Aufregung. Von einem hochbejahrten französischen Marquis, der mit seinen wackeligen Beinen nur noch mühsam durch die Welt, in der man sich amüsirt, stelzte, und der auf leidlich vertrautem Fuße mit Mrs. Briggs stand, hatte man zwei sensationelle Neuigkeiten erfahren. Der Marquis war in allen Assembleen und Gesellschaften, nicht minder aber in den Spielsälen zu finden, ohne selbst eigentlich zu spielen. Hin und wieder einmal ein „Jeuchen", sonst aber ....

Gestern Abends nun, wie er beobachtend durch die Säle schlenderte, sah er Sir Hunter in furchtbarer Erregung nach einem Buffet stürzen, um sich durch einige hastig hinuntergegossene Glas Champagner zu beruhigen.

„Ruinirt! Ruinirt!" Das war das Einzige, was er mit verstörtem Gesicht herausbrachte.

Wie er hinterher erfuhr, verhielt sich's thatsächlich so. Um die Spielverluste der letzten Tage wett zu machen, hatte er ungewöhnlich hoch gesetzt und Alles verloren. Da man einen Scandal, Selbstmord oder Aehnliches befürchtete, hatte ihm die Bankleitung eine Summe zur Verfügung gestellt, und Sir Hunter war noch in derselben Nacht abgereist.

Die beiden Damen sahen betroffen einander an.

„Na," fuhr der Marquis fort, „das ist ja nichts Besonderes, das kommt öfter vor. Aber ich sah noch etwas, das schon bedeutend seltener ist. In einem anderen Saale drängte sich die Menge um einen jungen Mann, der vom Spielglück auf geradezu fabelhafte Weise verfolgt wurde. Und dabei war der Mensch so ruhig, so kalt, und blickte so starr darein, als ginge ihn das alles nicht im geringsten an. Er hatte genug zu thun, seine Taschen mit Banknoten und dem rothen Mammon zu füllen, der ihm zugeflogen kam. Schließlich erklärte der Croupier, das Spiel unterbrechen zu müssen. Der junge Mann hatte die Bank gesprengt."

„Und sein Name, Herr Marquis?" fragte die Mutter.

„Ein Deutscher, meine Gnädige, ein Herr — Sturm oder Storm — ich weiß nicht mehr genau!"

Die beiden Damen hatten Mühe, ihre mächtige Erregung zu verbergen. Erst als der alte Marquis sich verabschiedet hatte, konnten sie ihren Empfindungen freien Lauf lassen.

Bessie triumphirte.

„Ah, er wird bald hier sein! Ich habe es ihm ja gesagt, daß es sein Glück sein würde — und meines," fügte sie dann lachend hinzu.

Aber Stunde auf Stunde verrann, und kein Herr Storm ließ sich blicken. Eine quälende Unruhe hatte Miß Bessie ergriffen.

Endlich, am späten Nachmittag, fuhr ein Wagen vor, dem der blonde Deutsche entstieg. Eine unheimlich lange Zeit verging, ehe Selma erschien, ihn anzumelden.

Jetzt war der Augenblick von Bessie's Triumph gekommen. Gleichgültig, als wüßte sie gar nichts, schaukelte sie im Rockingchair auf und nieder. Da stand er.

„Mein gnädiges Fräulein —"

Ueberrascht schaute Bessie auf. Das klang so kühl, so gemessen, daß es ihr wie ein Frostschauer über den Körper lief.

„Ah, mein lieber Freund, Sie? Bitte, nehmen Sie doch Platz!" sagte sie, aber das Lächeln wollte ihr nicht auf die Lippen, als sie in sein kaltes, förmliches Antlitz sah.

„Es lohnt nicht erst Platz zu nehmen, mein gnädiges Fräulein," entgegnete er. „Ich kam, Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten —"

„Aber sprechen Sie, Herr Storm! Sie wissen ja, das ist Alles für Sie —"

Er unterbrach sie mit einer unwilligen Handbewegung.

„Ich bitte, Ihre bisherige Zofe, Fräulein Selma Schmidt, noch diese Stunde aus Ihrem Dienst zu entlassen. Das Mädchen stammt aus einer mir befreundeten, hochachtbaren Familie, es war meine Jugendgespielin, und wir haben uns immer gern gehabt. Sie hat eine gute Bildung genossen und das Herz auf dem rechten Fleck. Nur äußere Umstände haben sie genöthigt, in Stellung zu gehen ...."

Bessie war aus ihrem Stuhl aufgesprungen.

„Und dieses Mädchen wollen Sie .... wollen Sie ...."

„Heirathen!" ergänzte Storm mit vollendeter Ruhe.

Die Amerikanerin sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blick von oben bis unten an und brach dann in ein schrilles Gelächter aus. Storm zuckte die Achseln.

„Ich legte Ihnen mein Herz zu Füßen, Miß Briggs! Sie spielten damit. Ihr Sinn stand nach Geld. Ich habe aber nicht Lust, mein Bestes verachtet zu sehen. Sie werden Werth von Unwerth nie unterscheiden lernen. Ich empfehle mich!"

„Jawohl gehen Sie," schrie sie, „gehen Sie ....Sie ....Sie ....! Und nehmen Sie das Mädchen mit. Keinen Augenblick länger soll sie ...."

Ein hysterisches Aufschluchzen erstickte ihre Stimme. Fassungslos sank sie auf einen Divan nieder. Als Mrs. Briggs erwartungsfroh auf dem Schauplatze erschien, hatte Storm längst das Zimmer verlassen. Kurze Zeit darauf rollte der Wagen unten wieder davon. Diesmal aber hatte der Kutscher einen Reisekorb neben sich auf dem Bock, und und im Wagen selbst saßen Richard Storm und Selma, dicht aneinander geschmiegt.

Der Kater und der Kochlöffel.

Eine chinesische Erzählung.

Eine alte Frau, die von der Mildthätigkeit ihrer Verwandten und Nachbarn lebte, wohnte in der nächsten Nähe ihres verwittweten Schwagers, der einen einzigen Sohn besaß. Dieser heirathete ein hübsches junges Mädchen. Wie es die Sitte erheischte, kam die Tante, um die Neuvermählte zu besuchen. Im Laufe des Gespräches erkundigte sie sich theilnehmend, ob sie diese Nacht nicht ein verdächtiges Kratzen in den Kisten, die ihre Ausstattung enthielten, vernommen habe. Das Frauchen verneinte.

Nach wenigen Tagen wiederholte die Tante ihren Besuch und wurde von der Nichte mit den Worten begrüßt: „Denke Dir, ehe Du mich darauf aufmerksam machtest, hörte ich keinerlei Geräusch; seither aber lausche ich jede Nacht und glaube wirklich ein eigenthümliches Kratzen und Nagen in meinen Koffern zu vernehmen."

„Du mußt sehr vorsichtig sein und Deine Kleider oft nachsehen, denn Ihr scheint Mäuse zu haben. Eines Tages kannst Du die unliebsame Entdeckung machen, daß Deine besten Kleider zernagt sind. Habt Ihr keine Katze?"

Die Alte wußte ganz gut, daß keine im Hause sei. Als die junge Frau verneinte, bot sie ihren eigenen schwarzweißen Kater an.

„Das ist der beste Mauser im ganzen Ort, Du sollst sehen, wie bald Ihr von der lästigen Plage befreit sein werdet."

Die junge Frau nahm das Anerbieten dankend an, holte den Kater noch an demselben Tage ab und setzte ihn zwischen die verdächtigen Kisten. Als sie aber nach einigen Stunden in das Zimmer trat, war er verschwunden. Sie sagte sich, daß das Thier gewiß nach Hause gelaufen sei und bekümmerte sich nicht weiter darum.

Der Kater war wirklich daheim; die schlaue Alte aber, die ihren Vortheil wahren und die junge Frau nebenbei ärgern wollte, versteckte das Thier sorgfältig und ging nach einigen Tagen wieder zu ihren Verwandten hinüber.

„Ich komme, um meinen Kater zu holen. Ehe ich ihn Euch borgte, hatte ich keine einzige Maus im Hause. In den wenigen Tagen seitdem der Kater bei Euch ist, wimmelt es bei mir von Mäusen, so daß ich heute nicht einmal schlafen konnte."

„Der Kater ist noch an demselben Tage davongelaufen. Ich dachte, daß er nach Hause gegangen sei," antwortete die junge Frau.

„Keine Spur! Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Was mag mit meinem Kleinod nur geschehen sein? Nichts auf der Welt kann mir das liebe Thier ersetzen," jammerte die Alte. „Ich selbst habe es großgezogen und wie ein Kind gepflegt. So einen Mauser giebt es nicht mehr! Auch ist die weiß-schwarz gefleckte Rasse so selten, daß man sie bei uns um theures Geld nicht bekommt. So geht es, wenn man gegen seine nächsten Verwandten freundlich sein will! Ich beanspruche zweihundert Unzen Silber Schadenersatz."

Die junge Frau war über die hohe Forderung für einen gewöhnlichen Kater dermaßen erstaunt, daß sie sofort ihren Schwiegervater aufsuchte und ihm die ganze Geschichte erzählte. Dieser, der den bösen Charakter seiner Schwägerin zur Genüge kannte, verbrachte eine schlaflose Nacht, denn er wußte, daß sie seine Schwiegertochter so lange überlaufen und quälen werde, bis diese ihr die zweihundert Unzen Silber bezahlen würde.

Die junge Frau, eine Fremde in jener Gegend, nahm die Sache leicht, bis die Alte ihr das Leben zu verbittern anfing, indem sie sie wegen des Katers täglich besuchte. Endlich wurde es ihr klar, daß sie sich energisch dagegen verwahren müsse, und sie erkundigte sich bei ihrem Schwiegervater, ob sich die Alte niemals von ihm etwas ausgeborgt habe, ohne es zurückzugeben.

„Meines Wissens nicht."

„Vielleicht ein Werkzeug, eine Schüssel oder etwas Reis?" beharrte die Schwiegertochter.

„Nein, das nicht, aber da fällt mir ein, daß ich ihr vor langer, langer Zeit einen alten werthlosen Holzlöffel geliehen habe."

„Und sie hat ihn nicht zurückgegeben? Bestimmt nicht?"

„Da er werthlos war, dachte ich nicht daran, ihn zurückzufordern."

Als das alte Weib wiederkam und auf Schadenersatz für ihren Kater drang, erwidert ihr das kluge Frauchen, daß sie den Löffel bringe, den sie einst geborgt habe.

„Der Löffel war alt und werthlos, ich habe ihn Nachbarkindern zum Spielen gegeben und diese haben ihn zerbrochen, worauf ich ihn in's Feuer warf."

„Das kann Dir leid thun. Du willst Dich und Deine Familie durch Deinen Kater bereichern? Ich und meine Familie brauchen auch Geld. Da Du mir unseren Löffel ebensowenig wiedergeben kannst, wie ich Dir den Kater, wollen wir zum Richter gehen und ihm unsere Klagen vorlegen. Wenn er Deinen Kater für werthvoller erklärt, als meinen Löffel, will ich Deine Anforderungen befriedigen, widrigenfalls Du die Summe mir zu bezahlen hast. Das ist mein letztes Wort," erklärte die junge Frau energisch.

„Es sei," entschied die Alte, welche überzeugt war, daß jeder Richter ihre Katze für werthvoller halten müsse, als einen alten Holzlöffel. Noch an demselben Tage begaben sie sich zu einem Richter. Die Jüngere gewährte der Aelteren höflich den Vortritt und ließ sie zuerst sprechen. Diese erzählte ausführlich den Fall, schilderte die Vorzüge ihres Katers und beharrte bei den zweihundert Unzen Silbers. Nun forderte der Richter die Junge auf, sich zu vertheidigen.

„Ich kann nicht leugnen, daß sich die Sache so verhielt, aber ich habe eine Gegenforderung für einen Holzlöffel zu stellen, den sie sich von uns geborgt und nicht zurückgegeben hat. Im Volksmunde heißt es, daß man in der Scheibe des Vollmondes den Namen, die Zweige und die Blätter eines Zimmtbaumes genau sehen kann. Nun denn, der Wind wehte eines Tages einen Zweig dieses Baumes vor die Thüre meines Schwiegervaters und er ließ einen Löffel davon machen. In welchen Topf man diesen Löffel auch steckte, ob in Wein, Oel, Reis oder Geld, es verminderte sich nicht. Ein Wirthshausbesitzer, der von der Wunderkraft dieses Löffels Kenntniß erlangt hatte, bot meinem Schwiegervater zehntausend Unzen Silbers dafür, aber dieser schlug das Anerbieten ab. Und diesen Löffel, der wohl alt und abgebraucht war, lieh mein Schwiegervater der Klägerin, und sie vernichtete ihn. Jetzt urtheile Du, weiser Richter, ob Du die Katze oder den Löffel für werthvoller hältst."

Dem Richter wurde nach dieser Vertheidigung klar, daß die Katze der Alten nur als Vorwand zu einer Erpressung diente und daß die Junge die Geschichte mit dem Löffel, der vom Mond gefallen, nur erfunden hatte, um die Alte zu übertrumpfen. Er schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte er mit der Würde, wie sie chinesische Richter zur Schau zu tragen pflegen: „Die eine Klage hebt die andere auf. Die Katze scheint wohl ein nützliches Thier gewesen zu sein, aber durch den Verlust des Wunderlöffels erwächst dessen Besitzer auch ein beträchtlicher Schaden, so daß ich keine von Euch zur Zahlung verurtheilen kann. Gehet in Frieden heim!"

Ein wenig Mutterwitz hatte der jungen Frau für immer Ruhe vor der boshaften Alten verschafft.

Ueber die Tabacksdosen

Friedrichs des Großen brachte die „N. Ztg." jüngst eine Mittheilung, nach welcher der König eine Sammlung von etwa 1500 kostbaren Dosen besessen habe. Als Gewährsmann war Dieudonne Thiebault angegeben, der 1805 in Paris "Mes souvenirs de vingt ans de sejour a Berlin" herausgegeben hat. Es wurde schon betont, daß die Zahl der Dosen sehr wahrscheinlich stark übertrieben sei, wie denn auch Thiebault bei der Angabe der Zahl 1500 vorsichtig hinzusetzt: "dit-on". Viel zutreffender werden, wie dasselbe Blatt schreibt, die Angaben des Kammerhusaren Friedrichs des Großen sein, der in seinen Glossen zu J. G. v. Zimmermanns Buch: „Ueber Friedrich der Große und meine Unterredung mit ihm kurz vor seinem Tode" die Zahl der Dosen auf etwa 130 angiebt. Auch diese Zahl ist schon sehr bedeutend, zumal wenn man bedenkt, daß sich unter ihnen Exemplare im Werthe von 10,000 Thalern befanden. Die Frage, wohin diese Dosen nach dem Tode des Königs gekommen sind, ist wohl kaum zu beantworten. Jedenfalls hat Friedrich der Große über einige bereits zu seinen Lebzeiten bestimmte Verfügungen getroffen. In seinem letzten Willen, den der König bereits am 8. Januar 1779 geschrieben hatte, vermacht er als Legate auch goldene Dosen. „Meiner Schwester von Anspach," so heißt es wörtlich, „eine Dose, zehntausend Thaler werth, die sich in meiner Schatulle befindet, und ein Porzellanservice aus der Berliner Fabrik." Ebenso vermachte der König seiner Schwester, der Königin von Schweden, ferner seiner Schwester Amalie und der Frau seines Bruders Ferdinand, dann auch der Prinzessin von Oranien und der Herzogin von Württemberg, sowie seiner Nichte von Schwedt, Gemahlin des Prinzen von Württemberg, und dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig goldene Dosen. Einige von ihnen werden als solche bezeichnet, die mit Brillanten besetzt waren. Als Werth ist meistens vom König 10,000 Thaler angegeben, nur bei einer 6000 Thaler. Das Verbleiben dieser acht Dosen ist also nachweisbar, während für das der übrigen vorläufig jeder Anhalt fehlt. Möglich ist, daß sie in der Zeit der schweren Noth eingeschmolzen und zu baarem Gelde eingeprägt wurden.

Das Rumfläschchen.

Ein heiteres Erlebniß Charlotte Embdens, das diese gern zum Besten gab, wird in der „N. Fr. Pr." wie folgt erzählt: Wie man weiß, hatte die Kaiserin Elisabeth vor mehreren Jahren eigens eine Reise nach Hamburg unternommen, um die Schwester Heine's kennen zu lernen. Die Kaiserin bestand darauf, daß die greise Frau Embden sie "sans gene", und zwar in Schlafrock und Hausschuhen, empfange. Bebend vor Aufregung über den ganz überraschend gekommenen Besuch, mußte Frau Embden „so wie sie war" vor die Fürstin treten, und sie hatte nur noch Zeit, etwas Parfüm in ihr Taschentuch zu tropfen, um alsbald vor der Kaiserin zu erscheinen. Diese nahm ihr durch die Herzlichkeit der Begrüßung bald jede Befangenheit, indem sie der Greisin beide Hände entgegenstreckte und dabei sagte, wie unendlich sie sich freue, die einzige vielgeliebte Schwester des von ihr so hochverehrten Dichters endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Während sie nun wieder ihre Fassung gewann, konnte Frau Embden namentlich während der Zeit, da ihr Sohn, Baron Embden, auf Wunsch der Kaiserin dieser die Familienbriefe Heines vorlegte und erläuterte, ihre Aufmerksamkeit wieder ihrer Umgebung zuwenden. Da fand sie nun, daß sich ein intensiver Rumgeruch im Zimmer verbreitete; doch bald vergaß sie das wieder, ganz und gar von dem Eindrucke in Anspruch genommen, den das Gespräch der Kaiserin auf sie machte, die zahlreiche Stellen aus den Werken Heines frei aus dem Gedächtniß recitirte. Nachdem sich die Kaiserin entfernt hatte, wurde Frau Embden neuerdings des Rumgeruches gewahr, der von ihr selbst auszugehen schien. Sie suchte, untersuchte — da! Sie hatte in der ersten Aufregung bei Ankündigung des Besuches statt der Flasche Kölnischen Wassers ein Rumfläschchen zu fassen gekriegt und davon ins Taschentuch gegossen. Die Majestät, so schloß Frau Embden ihre Geschichte, muß noch heute glauben, daß ich Rum trinke.

Ein Idyll aus Westpreußen.

In Westpreußen, so schreibt der Hamburgische Correspondent, werden die Eltern säumiger Kinder der Volksschulen nach Ablauf des schulpflichtigen Monats von dem Rektor der Schule zu einer Konferenz eingeladen, in der sie sich zu äußern haben, weshalb die Kinder die Schule versäumt haben. Zu dieser Konferenz erschienen gewöhnlich die Mütter, da die Väter der Kinder in Arbeit stehen.

Zwei mit einander bekannte Frauen trafen nun kürzlich in Elbing vor einem solchen Konferenzlokal zusammen, und es entspann sich zwischen beiden Frauen nachstehendes Gespräch:

Frau A.: „Sint Se uch za Konfrenz geloade?"

Frau B.: „Joa, meine Bengels gehen uch goa nich önn de Schul. Ueber den eenen Bengel ärga ich me goa nich mea. Do a doch nich mea önn de Schul geht, so schöck öch ihn ebal in de Orbeit. Het de Jung möa doch all so vehl Geld verdient, daß ich mea diß Kleed gekooft hoab."

Frau A.: „Se musse denn doch dader Schulstroof zoahle! Wie stets denn damöt?"

Frau B.: „Eene kleene Theel zoahl öch, das meiste oaber muß mein Mann abbromme gehe. Hat doch dises Abbromme noch etwas guttes för uns!"

Frau A.: „Na, was denn?"

Frau B.: „Früha hat mein Mann Sunntags ömma gewöhnlich vehl Besuch von seine Freinde bekomme; dann hoabe se sich ömma besoffe und meina Mann hat dann ömma große Schkandoal gemacht, uch Montags woar a dann noch goa nich nüchtern. Nu oaber wann Schulstroof zu zoahle öß, muß meina Mann Sönnoabend önn e „rothe Torm" (früheres Polizeigefängniß dort, „rother Thurm" genannt) gehe, und öch hoab dann Sunntags keine Schkandoal nich mea, und wenn er denn Montags Morgens aus dem Torm raussa kömmt, hoab ich e nüchtre Mann!"

Kasernenhofblüthe.

Unteroffizier: „Sind Sie aber faul! Ich glaube, Sie würden als Turteltaube nicht einmel turteln!"